

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Espedal, Tomas  
**Wider die Kunst**

Aus dem Norwegischen von Hinrich Schmidt-Henkel

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4752  
978-3-518-46752-7

suhrkamp taschenbuch 4752

Was bleibt, wenn die Geliebten fort sind? Zwei Schicksalsschläge erschüttern das Leben des norwegischen Autors Tomas Espedal: Zuerst verstirbt seine Mutter, kurz darauf auch seine Frau Agnete. Die Verluste verlangen ihm eine neue Art zu leben ab, denn er bleibt mit seiner jüngsten Tochter allein zurück. Trost kann er dem Mädchen nicht spenden, der verzweifelte Versuch, die Mutter zu ersetzen, beraubt das Kind des Vaters. Espedal beginnt Halt zu suchen in der Erkundung seiner Familiengeschichte. Woraus, fragt er, erwächst eine Familie, was bedeuten Liebe und Verrat, was Mutterschaft und Vatersein?

Selten verweben sich in der Literatur Schreiben und Leben derart eng und unausweichlich wie in den Büchern Tomas Espedals. Der Kosmos seines Lebens, den er vor dem Leser ohne Schonung entfaltet, entwickelt ungeheure Sogkraft. Unbedingt und mit Haut und Haar möchte man eintauchen in seine Welt und sich erfrischen an der Klarheit und Aufrichtigkeit seiner Sprache.

Tomas Espedal, geboren 1961 in Bergen, veröffentlichte zahlreiche in Norwegen preisgekrönte Romane und gilt neben seinem Freund Karl Ove Knausgård als einer der wichtigsten Schriftsteller Norwegens. Im suhrkamp taschenbuch liegt außerdem vor: *Wider die Natur* (st 4606).

Tomas Espedal

WIDER DIE KUNST

(Die Notizbücher)

Aus dem Norwegischen von  
Hinrich Schmidt-Henkel

Suhrkamp

Die norwegische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Imot kunsten. (notatbøkene)* bei Gyldendal, Oslo.  
© 2009 Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.

*Für meine Mutter*

Erste Auflage 2017  
suhrkamp taschenbuch 4752  
Suhrkamp Verlag Berlin 2017  
© 2015 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH  
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung von  
MSB Matthes & Seitz Verlagsgesellschaft mbH  
Suhrkamp Taschenbuch Verlag  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Umschlagabbildung: Martin Lyngstad Slottemo/Polfoto  
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Druck und Bindung: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-46752-7

# WIDER DIE KUNST



APRIL



*Auch das ist ein Auftrag, der Mut erfordert: bleiben.*

Kristian Lundberg



Mein erster Name wurde in einer Fabrik hergestellt, in Metall gegossen, und war von einer gewissen Beständigkeit. Ich habe versucht, ihn zu vergessen. Ich bin dreiundvierzig vierundvierzig fünfundvierzig sechsendvierzig Jahre alt. Ich schreibe dies im September. Geboren bin ich am zwölften November im Sternzeichen Skorpion. Man hat mir erzählt, wenn der Skorpion bedroht wird, wenn er sich in die Ecke getrieben sieht und nicht mehr entkommen kann, so hebe er den Giftstachel und steche ihn durch eine Lücke in der seinen Körper schützenden Panzerung; das Gift fließt. Frühling, Herbst ist mir die liebste Jahreszeit, der Sommer ist vorbei, ich kann anfangen zu arbeiten, November, September, der neunte oder neunzehnte, neunundzwanzigste; ich beginne morgens oder abends zu schreiben. Es ist still im Haus. Ich bin weder bedroht noch in die Ecke getrieben, hebe die rechte Hand und platziere die Bleistiftspitze auf dem Papier, das Gift fließt. Ich schreibe. Der erste Satz, als drückte man eine Nadel auf die Haut, ein leichter Widerstand, weich, und die Nadel dringt ein, gleitet hindurch und trifft die Ader; es ist notwendig zu vergessen. Mein zweiter Name

war schwieriger, härter, ein Frauennamen. Ich habe lange gebraucht, um ihn zu zerstören. Nicht, weil er undurchdringlich gewesen wäre, sondern er war alt, war an einen Ort gebunden; ich bin nie dort gewesen.

Ich bin in der Stadt geboren, der Name gehört an den Rand, ein trockener, windzerzauster und zählebiger Name, der zusammenbrach wie ein widerspenstiger Baum. Der erste Satz, er muss hart sein wie Stahl. Man arbeitet ihn heraus, schleift und bürstet, schneidet und feilt, es ist Handwerk. Das mechanische Geräusch der Schreibmaschine, wie allein in Fabrikräumen zu sitzen und die Stimmen derer zu hören, die nicht da sind; untätige Hände und schwere Schuhe, die über den Boden trampeln ohne einen Laut. Der Satz schimmert. Hart wie Stahl. Uns ist gemeinsam, meiner Tochter und mir, dass wir beide unsere Mütter verloren haben. Ich habe meine Mutter im April verloren, sie ihre im September. Ich wusste nicht, was ich sagen, wie ich sie trösten sollte, alles, was ich sagen konnte, das Erste, was ich sagte, als ob ich ein Kind wäre, als ob kein Altersunterschied zwischen uns wäre, als ob ich wollte, dass sie mich tröstete und wir einander in gemeinsamer Trauer umarmten, zwei Gleichgesinnte im selben Alter, als ob ich sie im Laufe einiger weniger wortloser Minuten zu einer Erwachsenen gemacht hätte, zu meiner künftigen Lebenspartnerin, meiner Hoffnung; sie hörte es und drehte sich weg, wütend und erschrocken, es war kein Trost, das Erste, was ich sagte, war: Wir haben keine Mutter mehr.

Meine Tochter ist fünfzehn Jahre alt und kennt ihren

Vater nicht. Man könnte sagen, da ist *ein* Mann, der Bücher schreibt, und ein ganz anderer, ihr Vater. Nachdem sie ihre Mutter verloren hatte, habe ich so gut ich kann versucht, ihr ein guter Vater zu sein. Ich habe auch versucht, eine Art Mutter zu sein, das war ein großer Fehler, den ich mit aller Kraft und unbeugsamem Willen beging, ich hörte auf zu schreiben, hörte auf zu reisen, beendete einige Freundschaften und richtete mich in dem neuen Zuhause ein wie eine Mutter. Blieb zu Hause, räumte auf und machte sauber, putzte unermüdlich die Zimmer und wusch das Bettzeug und ihre Kleidung. Ich machte Abendessen und Frühstück und schmierte ihr das Schulbrot. Immer regelmäßige Mahlzeiten. Immer saubere Kleidung. Immer jemand zu Hause, morgens wie abends. Mir gefiel das besser, als ich gedacht hätte; ich liebte es, einzukaufen und Essen zu machen, aufzuräumen, Wäsche zu waschen, sie aufzuhängen, es tat mir gut. Aber das Kind war unzufrieden, es vermisste nicht nur seine Mutter, jetzt vermisste es auch noch den Vater. Eines Tages sagte sie: Warum bist du immer zu Hause? Warum kannst du mich nicht in Ruhe lassen, einen Tag alleine lassen, für mich, wann gehst du endlich mal raus?

Ich fuhr in die Stadt.

Widerwillig fuhr ich in die Stadt, was sollte ich dort?

Ich ging durch die Straßen und schlug die Zeit tot, zwei, drei, vier Stunden, dann fuhr ich nach Hause. Ich wollte mit meiner Tochter zu Hause sein. Sie brauchte einen Vater und bekam einen trauerschweren Mann, er fürchtete, den Verstand zu verlieren, verrückt zu werden,

er glaubte, er werde sterben, erkranken, er glaubte, er werde alles verlieren, das Haus, das Kind, er war sicher, etwas Furchtbares werde geschehen. Er ging umher und wartete darauf, aber das Furchtbare geschah nicht. Ich ging umher und wartete auf etwas Furchtbares, aber das Furchtbare kam nicht, nicht in unser Haus. Der Nachbar erlitt einen schweren Herzinfarkt und fiel vor seiner Haustür um. Das Nest in unserem Garten wurde von einem Raubvogel geplündert, er riss es vom Baum, hackte die Eier auf, fraß die Jungen und flog davon. Das Furchtbare geschah, zu jeder Zeit, an allen Orten, aber nicht in unserem Haus. Unser Haus war geschützt, Frieden lag auf ihm. Und in diesem Frieden, dieser Wartezeit, fing ich zu schreiben an. Jeden Morgen, wenn meine Tochter zur Schule gegangen war, setzte ich mich an den Schreibtisch. Eine weiße, graue Stille ruhte im Haus. Sie erschreckte mich, ich war Stille nicht gewohnt, hatte sie weggewaschen und weggeputzt, während ich auf das Furchtbare wartete, doch jetzt war die Stille da, sie kam wie ein plötzliches, unverhofftes Glück. Die Stille zog im Haus ein, und im Laufe weniger Wochen war sie auch ein Teil von mir geworden, sie zog in das ein, was ich schrieb.

Wie Schnee. Wie weißer, grauer Schnee nach einem langen Sommer und warmen Herbst. Wind, Regen und auf einmal Schnee, der erste Schnee. Die Krähen hüpfen im Garten von links nach rechts und schreiben Wörter in den Schnee; kleine, schwarze Krähenzehen, beiläufig geschrieben, die Vögel schreiben, so rasch und präzise, sie schreiben: Der Winter kommt.

Die Rosen erstarren.

Weiß und von Reif bedeckt.

Sie hatten keine Zeit zu verwelken, stehen da wie todesstarr, an die weiße Wand des Hauses gefroren, aufgebunden mit roten Wollfäden: gefesselt, festgehalten, gezwungen dazustehen wie eiskalte Münder, ins Dunkle geöffnet.

Morgens Nebel. Er verdunstet bleibt hängen wie Reste Wasserflecken in den Locken der Rosenblätter das feuchte Haar zum Pferdeschwanz gebunden mit der einen Hand hinterm Kopf gehalten so fest dass du schreist die Stille draußen, komm. Der Winter kommt, wieder zu früh, und der Schnee schmilzt der Nebel hebt sich das Sonnenlicht bricht durch das weiße Laubwerk und trifft die gefrorenen Rosenblätter, die sich zu spät schließen und verwelken.

Die Blumen, aufgebunden mit der Wolle, aus der dein roter Pullover gestrickt ist.

Weißer Kletterrosen.

Im Garten.

Vor dem Haus, vor die weiße Fassade gebunden mit roten Wollfäden, die mit Reißzwecken an die Mauer gepinnt und solcherart um die Stiele gewunden sind, dass die weißen Rosen vor das Fenster gebogen werden, hinter dem ich sitze und schreibe.

Gefesselt.

Ans Haus gefesselt und an die Zimmer, wo ich außerdem an das Bett gebunden bin, auf dem ich liege, und an die Stühle, auf denen ich sitze. Ich gehe im Haus umher,

an einer Laufleine, ich habe keinerlei Wunsch, wegzugehen oder mich loszureißen. Arbeite stattdessen verbissen daran, die unsichtbaren Fäden festzuziehen, ich verbessere und verstärke sie, sie werden haltbarer und länger, sodass ich sie immer fester ziehen und mehrfach um Mund und Hals und Brust winden kann, immer rundherum, immer fester, bis ich endlich in einen harten, weißen Kokon eingesponnen bin. Eine Schutzhaut aus Fäden, an Wänden und Boden befestigt, an Schreibtisch und Stuhl; hier sitze ich, gefangen und geduldig, gezwungen zuzusehen, wie das dünne Bauwerk so umfassend und kompliziert wird, dass man es ein Zuhause nennen kann.

Ein Zuhause.

Dieser Weg, oh der Weg, der Kiesweg, der sanft zum Haus heraufführt, in derselben Farbe wie das Haus, denn er ist Teil des Hauses, eine Verlängerung der Tür, eine Fortsetzung von etwas hinter der Tür; des Bettes, vielleicht, in dem man liegt und nicht aufstehen will.

Diese Stunden mitten am Tage, in denen man hellwach ist und sich aufs Bett legt, nicht um zu schlafen, nicht um auszuruhen, sondern um aus dem Fenster zu schauen, auf den Himmel draußen, um noch wacher zu werden. So wach, dass dem Liegenden auf einmal bewusst wird, so könnte er für immer liegen, reglos und gedankenfrei, doch mit einem Ausblick so rein, dass es schmerzt. Was sieht er? Den Himmel, die Wolken, sonst nichts. Doch dann lässt er den Blick wandern und sieht die Wände und Decke des Zimmers, in dem er liegt; die

Lampe auf dem Schreibtisch am Fenster, den Stuhl und den roten Teppich, die Bücher auf dem Nachttisch und die Notizbücher in Umschlägen von derselben Farbe wie das Haus, und das lässt ihn daran denken, was er alles nicht sehen kann, was er beschreiben müsste: den Kiesweg, der vom Haus hinabführt, diesen Weg, auf den die Bäume Schatten werfen, so hart und unüberwindlich, dass er sich fragt, ob er sie je wird übersteigen und sich vom Haus entfernen können.

Der Brief: »Es ist wohl zutreffend zu sagen, dass ich Bonnards Gefallen am Unbequemen teile. Einfache Möbel, harte Stühle, spartanische, schmucklose Zimmer. Es heißt, in seinem Arbeitszimmer habe es keine Ruhegelegenheit gegeben, kein Sofa, keine Möbel; ich glaube, er liebte das alles zu sehr, um es besitzen zu wollen, er überführte es in seine Arbeit. Seine Arbeit bestand darin, zu sehen. Durchs Fenster sieht er im Garten Marthe, hingegossen in einen Liegestuhl. Das Haar ungekämmt, ein weißer Morgenmantel, es ist Morgen oder Abend. Seine Arbeit bestand darin, sie zu betrachten, er zeichnete auf, was sie unternahm; dass sie morgens aufwachte, aufstand und badete, frühstückte, ein Tuch bestickte, einen Brief schrieb. Sie sitzt im Garten, der Brief liegt auf dem Tisch bei dem bestickten Tuch. Das Licht in den Obstbäumen, Schattenmorellen in einem Korb, man könnte sie essen. Ich sitze am Schreibtisch und schaue hinaus; die Obstbäume und der Gartentisch, der leere Liegestuhl, es ist Samstag oder Sonntag. Ich versuche zu schreiben, es ge-

lingt mir nicht und ich schreibe stattdessen diesen Brief; ich brauche dich.«

Ich habe diesen Tag nicht bewältigt, oder es wurde ein ganz und gar unmöglicher Tag, er wurde nicht so, wie ich es gewollt hatte, ja, was hatte ich mit diesem Tag gewollt?

Kann ich sagen, er ist mir entglitten, mir ist der Tag entglitten, wie viele Tage sind mir auf diese Weise entglitten; er wurde nicht mein Tag. Er fing gut an, es war ein guter Anfang für einen guten Tag; ich ging aus dem Haus, aus der Tür, den Kiesweg hinab, durchs Gartentor und nach links auf den langen Umweg zum Laden, und sobald ich auf den öffentlichen Fußweg kam, erkannte ich, dass das der Anfang eines guten Tages war: Über dem Nachbarhaus Wolken. Schwere, reglose Wolken von einer solchen Schwere, so dick, dass man stehenbleibt und sie betrachtet. Unglückswolken? Wenn sie so schwer herabfallen würden, wie sie am Himmel hängen, sie würden das Haus des Nachbarn zerschmettern. Aber sie fielen als Regen, es regnete. Sanfter, leichter Regen auf das Dach des Nachbarn, ich erfreute mich daran. Die Luft wurde klar, der Himmel riss auf, das Sonnenlicht brach durch; ich war unterwegs zum Laden. Jetzt nach rechts, und ich gelange auf diese Lichtung zwischen den Bäumen, eine Lichtung im Wald; sie ist in jeder Weise ein Ort. Was für eine Art Ort? Ein Nichtort? Und doch ein Ort, es ist spürbar. Spürbar jedes Mal wieder, wenn ich durch die schmale Öffnung zwischen den Bäumen hindurchgehe, die Lichtung

im Walde. Hier bleibe ich stehen. Nicht mehr als das; stehenbleiben. Derselbe Ort. Immer wieder stehenbleiben am selben Ort. Vielleicht ein Stehenbleibensort? Gestern habe ich mir ein Tier an genau diesem Ort vorgestellt. Ein Eichhörnchen, ja, es war ein Eichhörnchen, es lief vor mir weg. Heute habe ich am selben Ort etwas ganz Anderes gesehen; eine Gruppe Unbekannter saß und lag hier auf der Wiese. Sie hatten Decken ausgelegt. Sie saßen und lagen im Gras; ein Ausflug; ich nahm nicht mehr wahr als die Kleidung, Sommerkleidung, weiß. Keine Stimmen, keine Worte, nur Stille. Hinterher dachte ich, sie müssen tot gewesen sein, einer anderen Zeit angehört haben; ich ging still vorbei, und in demselben Augenblick war mir, als würde ich eines der Gesichter wiedererkennen, ich winkte, das Winken wurde aber nicht erwidert. Sie erkannte mich nicht wieder.

Aber es war nicht hier, dass mir der Tag entglitt.

Ich ging den Weg weiter und gelangte zu der Koppel mit den Pferden. Sie stehen mitten darauf, reglos, wie Statuen, beinahe, dann setzt sich eines unvermittelt in Bewegung: Die Muskeln treten hervor, ein gewaltiges Zucken unter der glatten Haut, und die Hufe schlagen hart auf den Boden, der furchtbare Klang der Hufe, wie ein Vorzeichen für Krieg, oder für Tod. Ein Unglück. Etwas Schreckliches. Das Pferd rannte rasend schnell auf die Stelle zu, an der ich stand; ich empfand keine Furcht. Und dann: Wie der Luftschwall mit dem Geruch des Tiers auf mein Gesicht traf. Der Geruch von Haut, Pferdehaar, er schlug mir ins Gesicht. Auch das war eine Freude.

War es hier, dass der Tag umschlug, sich gegen mich wandte; noch war er mir nicht entglitten, ich ging an der Koppel entlang und brach einen Ast von einem der Baumstämme ab, die am Boden lagen; die Arbeit des Bauern, die Wärme des Bauern für den Winter, ich brach einen Ast von passender Länge ab: Jetzt muss ich an den Hunden vorbei. Den Hunden des Bauern, sie laufen frei herum. Vier frei laufende Hunde, ein Rudel. Und jetzt empfinde ich Furcht, Furcht, die mir Pferde nicht einflößen, aber Hunde sehr wohl. Sie tut mir gut. Diese Furcht tut mir gut. Das Herz hämmert, die Hände wachen auf, die Füße, das Blut, alles in mir wacht auf; ich bin von Hunden umringt. Sie kläffen und schnappen nach mir, verbeißen sich in meinem Jackenärmel und zerren daran, jetzt schwenke ich den Ast. Ein Pfeifen. Der Bauer bläst in die Hundepfeife, die Hunde wenden sich ab, machen kehrt. Ich brauche die Hunde, brauche die Angst, aber der Bauer tut mir nicht gut: dieser Gedanke an Besitz. Dass sein Besitz diese ganze Gegend umfasst, mit Wald und Äckern und Uferfelsen, mit Strand und See, und dass er sich aufführt, als würde ihm dieser ganze Teil der Insel gehören, das ist mir zuwider. Und genau heute, an meinem Tag, laufe ich mitten in ihn hinein; ein beleibter, kurzer Mann mit hartem Gesicht, rotwangig, rot; ich hielt ihm den Zeigefinger unter die Nase. Auf der ganzen Insel herrscht Leinenzwang, sagte ich. Das ist mein Weg zum Laden. Das ist mein Weg zum Wasser. Ich schwimme, wo ich will und wann ich will, und ausgerechnet in diesem Frühjahr, diesem Sommer,